

Roland Frei

SPUREN AUS UNSERER JUGENDZEIT

DIE BÜNTALI GORSCHA





Gasthaus zur Habsburg mit Eidg. Zollamt Wiesenrain und Rheinbrücke, um1915



Restaurant Schützengarten, um1915

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	4
Das Bünteli.....	7
Unsere Wurzeln.....	8
Zuhause an der Viscosestrasse.....	12
Die Büntali-Gorscha.....	14
Ein Bündel von Bubenstreichen.....	18
Der Krieg nimmt seinen Lauf.....	27
Das Schwarzpulver.....	30
Die Fischerbuben.....	33
Das Sackgeld.....	34
Leben und Arbeiten im Rheintal.....	36
Unser Pfarrer.....	39
Persönlichkeiten und Originale.....	43
Familien«über»namen von A-Z.....	44
Die Büntali-Familien.....	48
Schlusswort.....	55

Vorwort

Unsere Jugendzeit in den 30er und 40er Jahren war für uns Kinder einfach toll. Heute würde man sagen – mega schön. Wir erlebten trotz der Kriegswirren glückliche Jahre. Sie waren von Einfachheit, Genügsamkeit und Bescheidenheit geprägt.

Waren wir gerade wegen dieser Umstände so zufrieden? Es fehlte uns an nichts, denn im Vergleich zu heute war alles einfach. Wir durften einmal wöchentlich in der Wanne der Waschküche baden. Das Wasser im Zuber musste man – wie auch den Kochherd – mit Holz und Schollen aufheizen. Das «Pumps-Klo» war speziell im Winter so kalt, dass einem fast der Po einfro. Das Essen bestand zumeist aus Ribel, Kartoffeln, Gemüse und Früchten. Alles wuchs im eigenen Garten oder im Riet. Wenn es einmal Kaninchen oder einen Braten gab, war das ein Festessen.

Auch die Kleidung war einfach: gestrickte Strümpfe und Pullover für die Buben, ebenso selbstgenähte Kleider für die Mädchen – alles wurde von Mama gestrickt und genäht. Da wir sieben Kinder waren, wurden die Sachen von einem Kind zum andern weitergegeben. Diese gelebte Bescheidenheit und Genügsamkeit haben unsere Generation geprägt und dies im positiven Sinne.

Diese Werte an die heutigen und zukünftigen Generationen weiterzugeben wäre schön. Unsere schnelllebige Zeit gibt leider wenig Raum dazu. Dass wir es wunderbar fanden, soll zum Nachdenken anregen.

Herausforderungen mit Freude und Begeisterung anzunehmen sind die besten Wegbegleiter. Das heutige digitale Zeitalter ist geprägt durch rasante Veränderungen. Viele Berufe verschwinden, neue entstehen. Neue Technologien und Produkte vereinfachen unseren Alltag. Angst vor der Zukunft war schon immer ein schlechter Ratgeber. Unsere Jugend zeigt uns im lockeren Umgang mit der digitalen Welt, wie faszinierend die Kommunikation mit Facebook, Twitter, Google etc. sein kann.

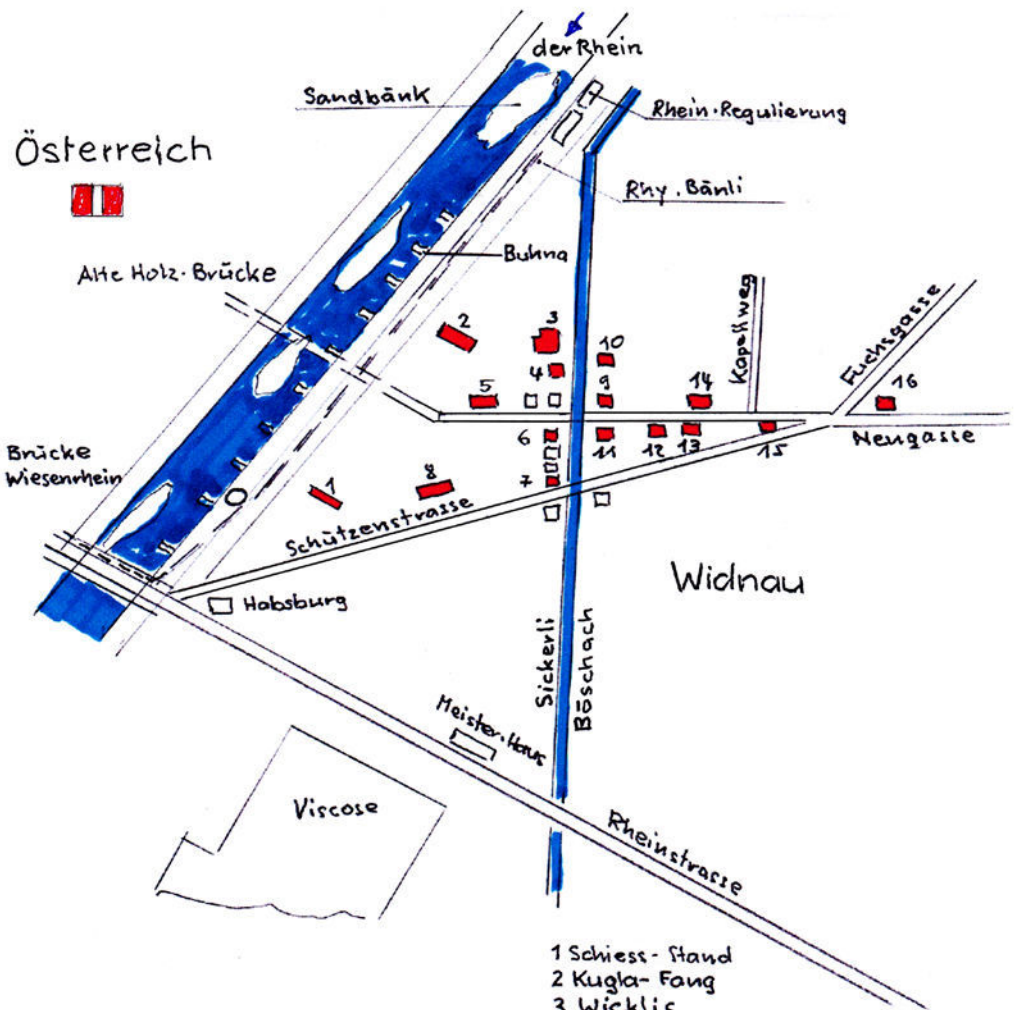
Unsere Generation der über 80-jährigen muss sich da in keiner Weise verstecken. Wir hatten seit dem zweiten Weltkrieg eine wirtschaftliche, technologische und gesellschaftliche Entwicklung erlebt und mitgestaltet, welche alle Facetten einer sich schnell verändernden Welt beinhaltet. Es scheint mir deshalb sinnvoll, heute der nachfolgenden Generation aufzuzeigen, dass die gute «alte Zeit» auch seine Sonnen- und Schatten-seiten hatte.

Wenn ich mit meinen Erinnerungen als «Sickerli-Gorsch» aufzeigen kann, wie ein Leben in Bescheidenheit eigentlich nur positive Erinnerungen zurücklässt, haben sich meine Ambitionen mit diesem Büchlein erfüllt.

Roland Frei

*«Wir werden geformt und gestaltet durch das,
was wir lieben.»*

Johann Wolfgang von Goethe



Österreich



- 1 Schiess-stand
- 2 Kugla-Fang
- 3 Wicklis
- 4 Onkel-Murer
- 5 Schmitters ehemals Schützengarten
- 6 Meister Freis
- 7 Hämmerlis
- 8 Theolis
- 9 Hebammes
- 10 Kapplis
- 11 Wyss-Henlis
- 12 Ogastinas
- 13 Brigittas
- 14 Meias
- 15 Erga-Towis
- 16 Künis Bäckerei

Das Bünteli

So heisst der östlichste Teil der Gemeinde Widnau. Hier – diesseits und westseits eines Entwässerungskanals, des Sickerlis – schuf sich ein eingeschwoener Teil unseres schönen Dorfes über Generationen hinweg ein Image als etwas Besonderes. Die übrigen Gemeindegebiete dürften uns wegen des einmaligen Zusammenhalts öfters beneidet haben.

Die Sickerli-Gorscha wollten zum Funkensonntag dorfwweit den grössten Funken haben und am Palmsonntag die schönsten Palmen präsentieren. Das «Miteinander» beim gemeinsamen Spielen war schlichtweg genial. Und wahrscheinlich lebten hier auch die grössten Spitzbuben des Dorfes.

Auch die damaligen «Dorf-Originale» wie s'Xaverli, Haslers Karl, d'Anna wo Schatz, dr Theoli, s'Seffali oder die wilde Frieda trafen sich regelmässig beim Sickerli. Dies darf Zeichen dafür sein, dass sie integriert waren und sich in unserem Dorfteil wohlfühlten. Nun, ein Grund für dieses «Besondere» lag wohl auch darin, dass wir zwischen Rhein und Sickerli den engsten Bezug zu den Auswirkungen des zweiten und hoffentlich auch letzten Weltkrieges hatten.



Palmsonntag im Bünteli

Unsere Wurzeln

Diese müssen wir bei unseren Vorfahren erkunden. Meine Grosseltern mütterlicherseits waren bescheidene Leute. Mein Grossvater Jakob Frei, Jahrgang 1875 arbeitete als Maurer und Landwirt. Er hatte mit seiner Frau Karolina Frei-Frei, Jahrgang 1882, 15 Kinder. Drei davon sind im Kindesalter verstorben. Aus seinen Erzählungen weiss ich, dass er beim Rheindurchstich monatelang für wenige Rappen pro Stunde die Rollwagen mit Erde zu beladen hatte. Daneben bestellte er seine Äcker und sorgte damit für die Selbstversorgung seiner Familie. Mutter Karolina war Hebamme und half in ihrer Zeit 2'237 Kindern das Licht der Welt zu erblicken.



Hebammass – die Familie unserer Mutter

Mein Grossvater väterlicherseits. Sebastiana Ferdi war ebenfalls Landwirt. Sein Elternhaus stand gegenüber des heutigen Restaurants Bären. Ich erinnere mich an seinen Schnauzbart und seinen Kontrabass, den er in der Musikgesellschaft Konkordia Widnau spielte. Seine Frau, eine gebürtige Alge aus Lustenau, sorgte für die Grossfamilie von 10 Kindern.

Unser Vater Johann Frei, Jahrgang 1901 war der älteste der 10 Geschwister. Als junger Spross musste er nach Abschluss der Schule am selben Tag bei Jakob Rohner die Lehre als Punscher anfangen. Als 1923 die Viscose in



Sebastiana Ferdi – die Familie unseres Vaters

Widnau gebaut wurde, war er beim Bauunternehmen Köppel-Vogel angestellt. Dort hatte er alle Lieferungen von Kies, Steinen und Zement zu kontrollieren und zu rapportieren. Nach Fertigstellung der Produktionsanlagen trat er in die Viscose ein. Sein Werdegang vom Laufbuben zum Laboranfänger, zum Vorarbeiter, zum Meister und schlussendlich Werksleiter zeugt von seiner Willenskraft und seinem Organisationstalent. Er war ein verlässlicher Chef, die Anliegen seinen Mitarbeiter stellte er immer vor die oft auf Akkord-Tempo ausgerichteten Forderungen seines obersten Chefs. Dass er mit 55 Jahren, nach einer Schwefelkohlenstoff-Vergiftung nicht an seine Pensionierung dachte und mit mir die PLASTON gründete, zeigt sein ungebrochener Wille, aus einer aussichtslosen Situation neue Wege zu gehen. Sein Lebenswerk habe ich in den beiden Büchern «Spuren 1956 – 2006» und dem neuen Werk «Den Spuren auf der Spur» 2019 gewürdigt.



Meine Eltern Sophie und Hans anno 1966

Unsere Mutter Sofia Frei-Frei, Jahrgang 1904, war die Sonne für uns 7 Kinder. Als älteste der 15 Kinder der Hebamme war sie auch Stellvertreterin ihrer Mutter, wenn diese den Haushalt einer Gebärenden für 2 bis 3 Tage besorgte. Ihren eigenen Kindern schenkte sie liebevoll die willkommene Nestwärme. Unser Vater war zu oft mit den Problemen «seiner» Viscose beschäftigt. So hielt unsere Mutter alle Probleme und Schandtaten ihrer Kinder von ihm fern. Das führte naturgemäss zu einer noch engeren Bindung. Sofli oder Grittli, wie sie mein Vater liebevoll nannte, war eine benadete Erzählerin. Sie informierte uns Kinder während des Krieges über alles, was uns in unseren jungen Jahren auch geprägt hat. Sie war über das weltweite Geschehen bestens informiert und dadurch für uns immer eine interessante Gesprächspartnerin. Sie sorgte bis ins hohe Alter von 84 Jahren dafür, dass in der Familie eine offene und gute Atmosphäre herrschte.



Oben v.l.: Dorli, Mama, Inge, Vater, Hans. Unten v.l.: Madlen, Roland, Bruno, Margreth

Zuhause an der Viscosestrasse

Bereits 1928/29 liess unser Vater ein bescheidenes Heim bauen. Früher war auf der Ostseite des Sickerlis, dort wo unser Elternhaus noch immer steht, eine Flachsbleiche. Das war eine Kiesgrube, in der man Flachs bleichte. Diesen verarbeitete man zu allerlei Produkten, vor allem Textilien.

Neben seiner Arbeit in der Viscose war unser Vater für die Selbstversorgung der Familie verantwortlich. Wir Kinder hatten an schulfreien Nachmittagen einen riesigen Gemüse- und Beerengarten von Unkraut zu befreien. Hinter dem Haus standen drei grosse Apfelbäume der Sorten Goldparmänen, Boskop und Berner Rosen, dazu drei Zwetschgenbäume und ein Baum mit herrlich gelben Pflaumen der Sorte Renekloden, auch Johannisbeersträucher und Rhabarber ergänzten das Angebot.

Zur Selbstversorgung gehörte auch das Bereitstellen des Heizmaterials für den Kochherd, das Öfeli im Stübli und den Heizkessel in der Waschküche. Im Lustenauer Riet hatten wir von der Ortsgemeinde Widnau einen Torfplatz gepachtet, dieser befand sich auf der anderen Seite der Landstrasse, welche von Lustenau nach Hohenems führt. Grossvater war ein geübter Torfstecher. Wir Kinder legten die frisch gestochenen, noch feuchten Torfschollen zum Austrocknen ins Gras. Zwei Wochen danach «huttelten» wir die Schollen. Wir schichteten sie also kreuzweise zu 50 cm hohen Kreuzbeigen oder zu Burden. Nach dem Sommer waren die Schollen trocken. Man brachte sie per Fuhrwerk nach Hause und lagerte sie im Keller in einer «Holzstoag», bereit zum Befüllen der Öfen. Neben den Schollen waren auch Kartoffeln, Äpfel und ein Fass Süssmost im Keller untergebracht.

Nach der vielen Garten- und Feldarbeit während der Woche war jeden Samstag ein Bad in der Waschküche fällig. Im Heizkessel wurde dafür warmes Wasser aufbereitet. Danach ging es meist zu zweit ins Badewasser. Das Herumspritzen mit Wasser war kein Problem – wir waren ja in der Waschküche und durften unserer Freude im warmen Wasser freien Lauf lassen.

In der kalten Jahreszeit waren der Holzherd in der Küche und das Öfeli im Stübli meist die einzige Wärmequelle. So hatten wir im Winter in unserem Schlafzimmer oft Rauhreif, wir sagten ihm Pick, an den Wänden. In der frischen, kalten Luft schliefen wir aber göttlich.

Damit auch hin und wieder etwas Fleisch auf den Tisch kam, hatten wir hinter dem Haus einen grossen Kaninchenstall. Meine Schwester Inge zog dort selber kleine Küken auf, die später ebenfalls in der Pfanne landeten oder verkauft wurden. So waren unsere Tage vom Frühling bis spät in den Herbst mit Schulunterricht und viel Arbeit auf dem Feld voll ausgefüllt.



Torf-Kreuzbeigen

Die Büntali-Gorscha

Unsere Nachbar-Familien waren allesamt Kinder aus Familien, deren Väter grösstenteils in der Viscose arbeiteten. Nur Efremas Vater war Steinmetz. Efremas, wohnten im alten Schützengarten. Das war früher ein Restaurant. An diesem vorbei führte der direkte Weg über die alte Holzbrücke, direkt ins Vorarlberg. Auch Schmitters wohnten im selben Haus. Kapplis Jakob auf der anderen Seite des Sickerlis war ebenfalls Viscösler, Klöslis Toni arbeitete in der Möbelfabrik Stoffel. Alle Kinder von Efremas, Schmitters, Klöslis, Kapplis und eben unserer Familie (wir wurden Meister Frei's genannt) bildeten diese verschworene Bande der Büntali-Gorscha.



Wir hatten stets sehr viel Spass zusammen. Das dürfte der Grund sein, dass sich unser Einzugsgebiet grossflächig erweiterte. Mit Brigittas, Adolfas, Meyas und mit Ogastinas vergrösserte sich die Zahl der Sickerli-Gorscha und deren Aktivitäten laufend. Oft waren wir am Sonntagmittag auf dem Sickerli-Brüggli 20 Gorscha, die den Geschichten von Xaverli (im Wägeli) und auch von Haslers Karl mit offenen Ohren und staunenden Augen liebend gerne zuhörten.

Es war eine wunderschöne, einfache Jugendzeit.

Xaverli



Sickerli Gorscha auf dem «Brüggeli»



Vor dem Haus von Hebammas: *Stehend:* Haslers Karl, Theoli, Schmitters Hans, Sepp im Unterbünteli (Vollgas), Pirmin, Gustis Werner, Kaplis Hans. *Mitte:* Xaverli *Hockend:* Efremlí (liegend), Roland, Kurt, Klaus, Albert Heule (Abas), Herbert Heule, Eugsters Hermi, Heiri (v. Hebammas Johann)



oben: Reinhilde, Brunhilde, Marlis, *Mitte*: Margaretha unten: Roland, Walter, Efrem, Kurt



Kapplis Johann
mit Ida
und Sohn Hans



Die Frauen beim «Ärbsli-Spitzla»



Unsere Grossmutter
Karolina Frei war Hebamme und
half 2237 Kindern das Licht der
Welt zu erblicken

Ein Bündel von Bubenstreichen

Meine Kindheitserinnerungen reichen weit zurück. Es war Kriegszeit, unser Vater war von seiner Familie getrennt, im Militär! Mama war mit uns sieben Kindern voll beschäftigt, dem Haushalt, dem Garten und dem Riet. Unsere Grosseltern wohnten mit Xaverli auf der anderen Seite des Sickerlis. Die Grossmutter war oft als Hebamme unterwegs. In ihrer Abwesenheit hatte unsere Mama als ältestes Kind auch den Haushalt unserer Grosseltern zu besorgen. Zu dieser Zeit war eine Hebamme nicht nur Geburtshelferin, sondern auch mehrere Tage, bis die Gebärende sich erholt hatte, Haushälterin in deren Familie. Das gab für uns Kinder jede Menge Freiheit, wenn nicht gerade Hausaufgaben oder Gartenarbeiten anstanden.

Im Bünteli war immer viel los.

Mit unseren Nachbarn, die alle auch mehrere Kinder hatten, waren wir eine richtig verschworene Bande.



Die Spitzbuben vom Sickerli, Bruno, Hans und Roland

Da waren Kapplis mit Milly, Hans, Reinhilde und Kurt. Ihr Vater Jakob war ebenfalls Viscösler. Ich erinnere mich, dass Kappli's Kinder auf ihrem wohlbeleibten Vater herumturnen durften. Diese Freude kannten wir nicht. Dafür hingen wir unserer Mutter regelrecht am Mund. Sie war Mutter durch und durch, nahm uns oft und gerne in ihre Arme, beeindruckte uns als hervorragende Köchin und als wahrlich begnadete Erzählerin. Sie kannte die für uns sehr interessanten Geschichten der damaligen Königshäuser bestens und wusste auch umfassend Bescheid über die aktuelle Weltpolitik. Da passierte viel! Nicht nur sie, sondern auch unser Vater machte uns mächtig stolz. Er war in der Viscose ein Chef und im Militär auch – er diente als Feldweibel. Zu seiner Ausrüstung gehörte ein langer Säbel. Diesen zeigten wir gerne mit grossem Stolz unseren Nachbars-Gorschen und sagten: «Üsara Däta hät halt an langa Säbel»!

Es waren die ersten Kriegsjahre, am 2. September 1939 war Kriegsmobil-machung. In der Folge wurde Vaters Kompanie an die Wiesenrainbrücke verlegt. Vorher war er lange Zeit im Appenzeller Vorderland stationiert. Landmark, Sammelplatz, Kaien etc. waren geflügelte Orte in seinen Schilderungen zum militärischen Alltag.

Nun aber war er ganz in der Nähe stationiert. Dies gab uns Kindern die Möglichkeit, das «Kriegsgeschehen» aus nächster Nähe zu erleben. Zehn Meter hinter unserem Haus hoben Soldaten einen Schützengraben aus. Dort war ein schweres Maschinengewehr installiert. Ein Kühlschlauch führte direkt in unsere Waschküche. Diese Soldaten sollten bei einer Invasion die feindlichen Truppen aufhalten. Was wäre im Ernstfall wohl von unserem Elternhaus noch übriggeblieben?

Vater wies mich an, jeweils auf die Mittagszeit mit dem leeren Milch-kübeli zum Bunker bei der Habsburg zu kommen, wo ich dann das Kübeli mit Suppe gefüllt bekam. So hatten die hungrigen Mäuler zu Hause nie wirklich Hunger.



Vater Hans Frei im Militär, 1930

Wie bereits erwähnt hatten wir im Keller «Stoaga» voller Erdäpfel. Und im «Ufzug» waren die Maiskolben zum Trocknen aufgehängt. Die vom Bund auferlegte «Anbauschlacht» verpflichtete uns, neben dem Hausumfeld auch noch zwei grosse Grundstücke zu beackern. Hinter unserem Haus war ein Fuhrweg, der zu Theoli's Zimmerei und weiter zum Zoll führte. Ausserhalb dieses Fuhrweges bewirtschafteten wir eine Parzelle, annähernd so gross wie ein halbes Fussballfeld, mit Mais.

Am Rande des Maisfeldes wurden Hanfpflanzen hochgezogen. Nicht etwa zur Herstellung von Cannabis - damals konnte man noch gut ohne Drogen leben - nein, die Blütenkörner wurden zum Füttern der in Käfigen gehaltenen Distelfinken verwendet. Statt lauter Techno Musik sorgten unsere Distelfinken für musikalische Unterhaltung.

Beschwerlicher war der uns zugeteilte Boden im «Schollen» im Diepoldsauer Riet. Südlich des Rossmetzgers «Bommli» bewirtschafteten wir nochmals einen Acker mit Kartoffeln, Stangenbohnen etc. Mit Karren und Gartengeschirr gelangten wir zu Fuss via Diepoldsauer Brücke dorthin. Mit diesem Acker sind zwei Kurzgeschichten verbunden, die unser meist fleischloses Essen bereicherten: Da lag auf dem Weg zum Acker das Diepoldsauer Sickerli, wo Hans, Bruno und ich erfolgreich Forellen fischten. Etwas ungewohnter war an einem Samstagnachmittag Vaters Idee, uns Buben auf Froschfang im nahen Wassergraben zu schicken. Am Abend gab es dann gebratene Froschschenkel – eine wahre Delikatesse. Unsere Mama hatte daran sicher weniger Freude, genau so wenig, wie wenn sie ein eigenes Kaninchen im Topf zubereitete. Nun, es waren eben bescheidene Zeiten. Damals erhielt jede Familie für alles, was man nicht selber beschaffen konnte, pro Kopf spärlich zugeteilte «Rationierungsmärkli». Diese reichten für eine neunköpfige Familie oft nicht lange, sodass man im Lebensmittelladen auf eine gütige Seele angewiesen war, die beide Augen zudrückte und uns auch ohne Märkli versorgte. Diese gütige Seele war Beatas Mutter, der wir, solange sie den Laden führte, beim täglichen Einkauf treu blieben.

Eine wichtige Bezugsperson für mich als dreijährigen Knirps war mein Grossvater. Er schien in meinen Augen als schöner und grosser Mann. Mit seiner runzeligen von der Sonne gegerbten Haut und mit seinem Schnurrbart erinnerte er mich stets an einen Kaiser. Ich sass oft und gerne auf seinen Knien und streichelte ihm am Handballen seine Warze, die so gross wie ein Zweifränkler war. Ich liebte seine Golpermänner-Äpfel (Goldparmäne) und die Kilbi-Birnen. Beide Sorten sind noch heute meine Lieblingsfrüchte. Er sass gerne in unserem Stübli, kaute an einem «Strassburger Schick», machte mit mir «ritta, ritta Rössli» oder «Murmeltierchen tanzen, eins zwei drei und vier, frisst auch Pummeranzen, das kleine Murmeltier. – gingeri, gingeri, gingerigin usw».



Unser Grossvater – mein Kaiser

Die Ortsgemeinde Widnau besitzt seit je her und bis heute Grund und Boden im Lustenauer Riet. Das war für uns wohl eine komische Tatsache, denn schon am 10. April 1938 beschlossen in Österreich 99.7 % den Anschluss an Hitlers Deutschland. Zur Kriegszeit war Lustenau deshalb sozusagen «Feindesland». Das bedeutete, dass unser Vater als Schweizer Soldat die Grenze nicht überschreiten durfte, wogegen Grossvater und ich wohl toleriert wurden. So durfte ich regelmässig mit ihm auf dem Zweirädler ins Riet. Dort angekommen, wurde – bevor es auf den Acker ging – zuerst am Grabenbord gevespert: Most, Käse und Brot, es schmeckte hervorragend.

Als kleiner Bub war ich noch keine grosse Hilfe. Trotzdem war es für Grossvater schön, sein Grosskind dabei zu haben. Während er die Erde um die Höckerli lockerte, war ich am Wassergraben auf Entdeckungsreise. Neben Laich und Fröschen erinnere ich mich auch an eine Ringelnatter, die sich eben einen kleinen Frosch schnappte. Wenn ich nicht gerade beim Grossvater war, spielte ich mit den etwas jüngeren Nachbarsgorschen Ephrem und Schmitters Alex. Schmitters hatten hinter ihrem Doppelhaus,



Mama Sophie mit Roland

dem Schützengarten, einen Sandkasten erstellt. Klein Alex und ich sind tagelang mit dem Wisa-Gloria-Kipper, einem Spielzeug aus Holz, ins Rheinvorland marschiert und fuhren «Läetta» heim. So vergingen die Tage und Monate beim Spielen im Sandkasten.

Mit fünf Jahren war es Zeit für den Kindergarten. Zu dieser Zeit war der von Ingenbohrer Schwestern geführte Kindergarten im alten Gemeindehaus, hinter Obara Beckas Bäckerei, eingerichtet. Mein Einstieg in den Kindsgi war weder für Schwester Zita noch für mich ein positives Erlebnis. Wir durften mit Holzklötzli Türme bauen, je höher, desto besser. Allerdings hatte ich etwas dagegen, dass mein Tischnachbar höhere Türme baute, als ich. So sorgte ich einfach mit einem sanften Schlag dafür, dass der Turm fiel. Dies führte natürlich zu einem lauten Geschrei. Offensichtlich hatte mich Schwester Zita beobachtet, denn sie legte mich kurzerhand über ihr Knie und versohlte mir das Hinterteil. Nun, das war zu meinem ersten Tag im Kindergarten nicht das einzig Erwähnenswerte. Dieser Tag war zugleich auch mein letzter. Auf dem Heimweg machte Kapplis Hans in die Hosen. Zuhause erzählte ich von dessen Missgeschick niemandem, wohl aber von dieser bösen Schwester Zita.

Unsere Mama hatte dafür Verständnis, dass ich künftig nicht mehr in den Kindsgi müsse, sondern ihr Gesellschaft leisten dürfe. Offensichtlich haben wir uns gut vertragen. Vor lauter vielseitiger Beschäftigung vergass unsere Mama, dass man mit sechs Jahren in die erste Klasse kommt. Es war Frühling 1943, somit Schulanfang für den 1937er Jahrgang. Mama wurde erst darauf aufmerksam gemacht, als die Nachbarsfrauen mit ihren Zöglingen desselben Jahrgangs, die bei ihren Müttern auf dem Velo-Gepäckträger sassen, bei uns zu Hause vorfuhren und laut verkündeten: «Euer Rolandli wurde beim Schulantritt auch aufgerufen».

Unsere Mama handelte schnell und schickte mich am anderen Tag mit Dorli zur Schule. Dort wurde ich in die «Hilfsklasse» bei Lehrer Gustav Kaiser eingeteilt. Nur Gott weiss weshalb! Zwei Wochen später hatte Herr Kai-

ser wohl erkannt, dass ich kein Kandidat für die Hilfsschule war. Ich kam zu Frau Kunz, die uns drei Jahre lang liebevoll betreute. Es waren schöne Jahre. Frau Kunz war warmherzig wie unsere Mama. Die Zeichnungen dieser Schuljahre sind bei mir noch heute sorgsam aufbewahrt. In diesen Zeichnungen zeugen Blüemli, Sommervögel, Sonnenuntergänge und vieles mehr von einer ungetrübten Jugend.



Vater Hans Frei mit seinen drei Spitzbuben ...



Auch das Leben als Soldat hatte seine schöne Zeiten und Seiten ...

Der Krieg nimmt seinen Lauf

Hitler hatte sich mit seinem Russland-Feldzug übertan. Grosse Teile des deutschen Heeres waren im Osten gebunden, sodass die Alliierten den Zeitpunkt nutzten, um in die Normandie einzufallen. Mit den fliegenden Festungen, den B-17 Bombern und den Liberators legten sie die deutschen Städte in Schutt und Asche. Als im Frühling 1943 die ersten Bomben aus einer englischen Lancaster auf Friedrichshafen fielen, war der Krieg auch für uns Kinder hörbar. Mama hatte alle Fenster mit schwarzem Papier verhängt. In der Schweiz war allgemeine Verdunkelungspflicht um so zu verhindern, dass die Bomben irrtümlich auf Schweizer Seite des Rheines abgeworfen wurden.

In den zwei folgenden Kriegsjahren musste dann eine ganze Anzahl britischer und amerikanischer Bomber (nach Aufzeichnungen im Internet waren es 50 Maschinen) in der Schweiz notlanden. Sie wurden von der deutschen Luftabwehr getroffen. Für uns Bünteler Kinder war wohl das eindrücklichste Erlebnis, als an einem Sonntagmittag eine fliegende Festung von Lustenau in 100 m Höhe dem Rheindamm entlang über unsere Köpfe flog. Vom Lustenauer Zoll aus feuerten die Soldaten auf die fliehende Maschine, während deren Besatzung mit einer Salve 20mm Geschosse antwortete. Diese Geschosse schlugen wenige Meter neben uns in den Rheindamm ein. Die Maschine drehte danach über Widnau ab und landete schliesslich am Rheinspitz von Diepoldsau. Die betreffende Besatzung hatte riesiges Glück, denn ein Flügel ihrer Maschine ragte über die Landes- und Dorfgrenze ins von der Deutschen Armee besetzte Vorarlberg hinüber. Wie erwähnt, es war Sonntagmittag, 25. Febr. 1945. Wir sollten zur alten Kirche in die Christenlehre von Pfarrer Ammann. Er hatte für jede Schulklasse ein strenges Kontrollsystem: Auf einer speziellen Tafel standen die Namen aller Schülerinnen und Schüler. Hinter jedem Namen war eine Öse angebracht. War ein Schüler anwesend, führte (nesselte oder fädelt) ein beauftragter Schüler einen Schuhbündel (Schuhnessel) durch die entsprechende Lochung. Dieses System zeigte dem Pfarrer bei der Kontrolle nach der Christenlehre exakt an, wer anwe-



Notlandungen im Rheinspitz Diepoldsau (oben) und bei den drei Brücken (unten)



Die Gemüsesuppe mit einem Hampfe Brot samt Agooal schmeckte hervorragend

send war oder gar fehlte. An diesem Sonntag waren wir nicht anwesend! Trotz einer möglichen Strafe war für uns Bünteler die gelandete Maschine viel interessanter, als die Christenlehre. Nach der Notlandung sperrte das anwesende Schweizer Militär das Gebiet sofort grossräumig ab. Trotzdem erfuhren wir, dass der Bomberschütze in seiner gläsernen Kanzel tot war. Die restlichen Crewmitglieder wurden in ein Internierungslager gebracht. Sie hatten Glück. Wären sie auf Österreicher Gebiet gelandet, hätte man sie auf der Stelle erschossen oder, noch schlimmer, gar aufgehängt. Ich erinnere mich an einen Tag, ich war wieder einmal mit Grossvater in seinem Riet ennet der Grenze unterwegs. Direkt bei der ersten Abzweigung, nach dem Zoll rechts, hatte jemand auf einem Schild an eine Telefonstange geschrieben: «Hitler erwache, Schweizer verkrache». Dieser Spruch traf mich tief. Nach dieser Stelle stand rechts ein kleines Wäldchen. In diesem sahen wir einige Kriegsgefangene. Sie gehörten vermutlich zu einer Fliegerbesatzung, die auf der falschen Rheinseite strandete. Grossvater zerterte mich weiter. Auch er war schockiert.

Ein anderes, weniger hässliches Erlebnis, aber mit ebenso vielen Emotionen beladen war die Evakuierung unserer gesamten Familie nach Einsiedeln. Nach Informationen des Geheimdienstes sollten nämlich Hitlers Truppen via Lindau – Bregenz in die Schweiz einfallen. Es war vermutlich der 9. und 10. Mai 1940. In jenen Tagen standen im Allgäu 7 Divisionen für den überfallartigen Einmarsch in die Schweiz bereit. Unser Vater hatte bei der Habsburg Dienst. Er bekam den Befehl zur sofortigen Sprengung der Rheinbrücke, sobald die deutschen Panzer die Brücke überfahren sollten. Ausserdem hatte er eine Liste, auf welcher die Namen mehrerer Hitler-Sympathisanten aus der engeren Region verzeichnet waren. Gemäss Befehl seien diese alle zu liquidieren. Vaters grösste Sorge war aber die Sicherheit seiner Familie. Kurzerhand wurde das Lebensnotwendigste in Rucksäcke verpackt und los ging es mit dem Zug nach Einsiedeln zum Haus der Kollingbrüder. Unser Schwesterchen Madlen transportierten wir als Baby in einer geflochtenen Wäschezaine. Als damals 3-jähriger fand ich den Umzug natürlich als sehr spannend.

Das Schwarzpulver

Ein besonderes Erlebnis beeindruckte uns in den Monaten um das Kriegsende vom 8. Mai 1945. Rückblickend übertraf dieses wohl alle anderen Ereignisse. Ich war wieder einmal am Rhein draussen. Zu dieser Zeit wurden durch die Rheinregulierung mittels Felsbrocken Buhnen, also Dämme, die dem Flussbau dienten, erstellt. Man zwang den Rhein in ein engeres Bett. An diesen Buhnen lagerte sich nicht nur Rheinkies, sondern auch allerlei «Schwemm-Material» wie Baumstämme usw. ab. Die unter französischem Befehl kämpfenden Marokkaner hatten die deutschen Truppen aus Vorarlberg vertrieben. In den Buhnen blieb im Schwemmmaterial auch viel Kriegsmaterial stecken. Wir Buben entdeckten etwas Besonderes: Nebel-Büchsen. Sie wurden verwendet, um vorrückende Panzer einzu-nebeln. Wir legten uns diese beiseite. Sie kamen erst nach Kriegsende bei allerlei Aktionen zum Einsatz. Unter vielen Bubenstreichen ist einer in besonderer Erinnerung: Schmitters Hans zündete auf der Hohen Kugel eine jener Nebelbüchsen. Wir alle hatten unsere helle Freude, weil sich die Hohe Kugel wahrlich wie ein ausbrechender Vulkan, der orangefarbige Lava speit, zeigte.

Anspruchsvoller und vielfältiger war einer meiner anderen, speziellen Funde: eine angeschwemmte Holzkiste. Sie hatte ein Ausmass von 50x50 cm und war 1 m hoch und sehr schwer. Ich informierte Hans, meinen ältesten Bruder. Er besuchte zu dieser Zeit bereits die Sekundarschule. Er musste mir helfen, die Kiste nach Hause zu schaffen. Die Kiste war so schwer, weil sie sehr nass war und tatsächlich eine Innenverkleidung aus Blei hatte. In der Kiste befand sich Schwarzpulver.

Unser Vater war immer noch im Militärdienst und Mama einmal mehr im Einsatz bei der Hebamme, unserer Grossmutter. Es war offensichtlich ein sonniger, warmer Tag. Mit vereinten Kräften trugen wir die gewichtige Kiste ins Mädchen-Schlafzimmer und von dort durchs Fenster aufs blecherne Känzeli-Dach. Ich erinnere mich gut, wie wir mit der Kehrriechschaukel

das Schwarzpulver auf das heisse Blechdach verteilten. Dort trocknete es. Danach schaufelten wir es wieder mit der Kehrriechtschaufel ins Blei-Fass. Ich glaube nicht, dass unsere Eltern je vom Inhalt dieses Fasses Kenntnis hatten. Wir versteckten es im Keller neben dem Kamin und verstellten den Platz mit Velos. Das Fass und somit der Fund waren lange Zeit perfekt getarnt.

Spektakulär wurde erst die anschliessende «Verwendung» des gefundenen Materials. Zuerst probierten wir aus, wie sich das Pulver beim Anzünden verhält. Wir, das waren meist unsere Nachbarn von Ephremmas, Kapplis und Schmitters. War mein Bruder Hans dabei, kam auch sein Schulkollege Itschis Peter (Sigismondis) und andere dazu. Wir testeten die Reaktion des Schwarzpulvers, indem wir eine kleine Spur der schwarzen Rügali rund ums Haus streuten und anzündeten. Es war, wie wenn man eine Zündschnur anzündete. In Blitzesschnelle sauste der Abbrand zischend ums Haus. Kurze Zeit blieb ein Röchlein, dann kehrte wieder Stille ein. Wir alle waren über den Erfolg unseres ersten Tests hell begeistert und sinnierten darüber nach, was wir mit dem Schwarzpulver noch weiter anstellen könnten. Hans hatte 20 mm-Geschosshülsen gesammelt. Wir kamen auf die Idee, die leeren Hülsen mit Pulver zu befüllen. In Schmitters Waschküche stand eine Werkbank mit einem Schraubstock. In diesem pressten wir die befüllten Hülsen am Schnabel zusammen. Auf der Betonplatte vor der Wasch-



Unser Schatz aus den «Buhnen» im Rhein

küche schlugen wir danach mit einem Vorschlaghammer auf die Patronen ein. Sie explodierten mit einem fürchterlichen Knall.

Das war erst der Anfang! Mit den ebenso präparierten Patronen testeten wir, was passieren wird, wenn ein Rollwagen der Rheinregulierung darüberfährt. Bei der Habsburg standen immer leere Rollwagen. In Richtung Schützenstand war das Geleise abfällig, sodass wir oft mit tollem Tempo, auf den Rollwagen sitzend, die Fahrt genossen.

Wir legten eine Patrone in den Schienenstoss. Beim Darüberfahren gab es einen lauten Knall, der das Geschrei der Bünteli-Gorscha weit übertönte. Dieser zweite Test war aber erst das Vorspiel. Wir wollten sehen, wie wohl der Lokführer reagieren wird, wenn er mit seiner «Heidi» die präparierte Hülse überfährt. Die Hülse war gelegt, das Zügli näherte sich und wir hockten beim Schiess-Stand neugierig auf den Ästen der Tannen. Es gab eine tolle Explosion. Der Lokführer und sein Kumpel sprangen erschrocken von der Lok und suchten nach der Ursache des weithin hörbaren Knalls. Sie entdeckten keinen Schaden und keinen Grund zur Panik. Wir machten uns aus dem Staub und hatten an diesem Streich unsere helle Freude.



«Rhy-Bähnli Heidi»

Die Fischerbuben

Weniger Freude an uns drei Frei-Buben hatten in jener Zeit die Fischer. Mit viel Geschick fischten wir nämlich an jedem freien Schulnachmittag schöne Forellen aus dem Sickerli. Dazu kannten wir unsere eigenen Methoden: von blanker Hand, mit einer einfachen Drahtschlaufe, mit einer an einem Bohnenstichel befestigten Drahtschlaufe oder im schlechtesten Fall gar mit dem in einer Bierflasche zur Explosion gebrachten Karbid.

Nicht immer war das «schwarz» Fischen gefahrlos!

Jene Fischer, welche für den Sicker offiziell ein Patent gelöst hatten, warteten schon lange auf eine Gelegenheit, die «schwarz» Fischenden auf frischer Tat zu ertappen. So ging es eines Tages darum, wer schneller laufen konnte. Wir rannten voraus, einer der Fischer hinterher. Wir Buben sausten bei Wicklis hinter das Haus und dann zum Schützenstand. Dort verschwanden wir im Scheibenstand. Dann warteten wir, bis der Verfolger heimwärts ging. Weit weniger spektakulär waren unsere Absatzkanäle: Dr. Hofstetter und Pfarrer Ammann waren unsere dankbaren Abnehmer und ans Berufsgeheimnis gebunden. Pro Forelle verdienten wir einen Fünfliber. Das war zur damaligen Zeit wirklich kein schlechtes Sackgeld.



Pfarrer Ammann



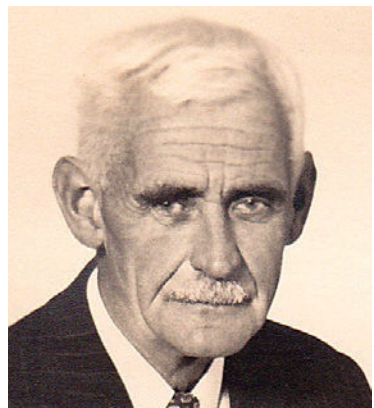
Dr. Hofstetter

Das Sackgeld

Der Handel mit Forellen war damals praktisch die einzige Möglichkeit, sich an der Kilbi etwas Zusätzliches leisten zu können. Mamas Haushaltbudget war beschränkt. Unser Vater verdiente zu dieser Zeit in der Viscose als Produktionsleiter und Geschäftsleitungsmitglied vielleicht gegen 500 Franken im Monat. Ich weiss, dass er vor seinem krankheitsbedingten Austritt aus der Firma, es war 1955 gerade mal 800 Franken Monatslohn bezog. So war Mamas Haushaltsgeld regelmässig bis zum Monatsende aufgebraucht. Mit dem Erlös aus dem Flaschenpfand und dem Markenbüechli konnten die restlichen paar Tage bis zum nächsten Zahltag überbrückt werden. So war für unsere Familie ganz klar: Wir müssen jede Gelegenheit nutzen, um an ein paar Franken zu kommen.

Die wohl speziellste Art, ein paar zusätzliche Rappen zu verdienen war meine Abmachung mit dem Vater. Er versprach mir für jeden Veloanhänger voll Ross- oder Kuhmist 50 Rappen. So zog ich zu Fuss los, ausgerüstet mit Tapperli und kurzer Hose, den Anhänger an der Kiste stossend, dem Zapfenbach entlang bis nach Kriessern, von dort übers Riet nach Marbach, Rebstein, Balgach und dann nach Hause. Das waren rund 16 km auf Kiesstrassen und dauerte im Spurt meistens vier volle Stunden! War der Anhänger nicht voll genug, bekam ich von Meyas Karl ein paar Forgga Mist.

Sein Miststock war gegenüber Brigittas direkt an der Strasse gelegen. Er hatte mich wahrscheinlich bewundert, dass ich soweit gelaufen war, da er selber doch jede Menge Mist hatte.



Meyas Karl

Eine weniger beschwerliche Art, ein paar Franken zu verdienen, war das «Spitzle» von Bohnen. Wir holten die Bohnen Sackweise bei Thomas Lehnerr in Diepoldsau ab und brachten sie später kochfertig zubereitet zurück. Meist passierte das Spitzlen in fröhlicher Runde, ähnlich wie beim «Törgga-Schelfern».

Labkraut, Johanniskraut und Katzenschwänze sind mir bekannt aus der Zeit, als wir in der Streue-Wiese, zwischen Theolis und der Habsburg Kräuter sammelten. Diese wurden im Estrich auf grossen Packpapierbahnen getrocknet und sackweise an die Firma Dixa in St. Gallen geliefert, welche daraus Tee herstellte. Die Firma existiert heute noch und produziert denselben Tee immer noch. Für uns ergab sich damals ein schöner Zusatzverdienst. Neben diesen Zusatzverdiensten waren wir, wie bereits erwähnt, in vielen Belangen Selbstversorger: Salat, Gemüse, Äpfel, Beeren, Zwetschgen, Kartoffeln, Bohnen, Mais wuchsen um unser Haus. Einige Kaninchen und Inges Guggeli-Zucht rundeten unsere Hofproduktion ab. Nicht alle Geschwister waren ob der vielen Riet- und Gartenarbeit gleichermassen begeistert. Bloss Inge entwickelte ein besonderes Flair für den Garten. Dieses Flair begleitet sie bis heute.

So wuchs unsere Familie in sehr bescheidenen, aber schönen Verhältnissen auf. Ein Kapital, das wir unseren Eltern zu verdanken haben und natürlich der damaligen Zeit, in der nichts selbstverständlich war, ausser man nahm es selbst an die Hand, indem man aus dem Wenigen, das man hatte, etwas Grosses machte.

Unsere Nachkommen wachsen in einer anderen Welt auf: Man kann sich «alles» leisten. Entbehrungen, Bescheidenheit, Eigeninitiative leiden darunter sehr.

Leben und Arbeiten im Rheintal

Wenn man heute unsere Wirtschaftsregion Rheintal zu einer der attraktivsten Regionen in Europa zählen darf, ist dies ein Zeichen für die ausgesprochene Kämpfernatur von uns Rheintalern. All die vielseitigen Unternehmen nutzten die unserer Jugendzeit folgenden Wachstumsjahre und trugen ihre Produkte und Dienstleistungen in die ganze Welt hinaus. Wie hoffnungslos erscheint mir da die Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts, also die Zeit unserer Grossväter. Das Rheintal war eine arme Bauerngegend.

Fast regelmässig wurden die Kulturen in der Rheinebene überschwemmt. Mais und Kartoffeln als Hauptnahrungsmittel waren grösstenteils mit «Rhein-Lätta» überzogen. Echte Hungersnöte waren im Tal die Folge.



Rheintal – das Chancental

So können wir einem Zeitungsartikel aus jener Zeit entnehmen, dass sogar der Zar aus Russland dem Rheintaler Volk Hilfe gegen den Hunger zukommen liess. Die Dörfer am Hang von Altstätten bis Heerbrugg, Berneck und Thal waren von diesen Naturkatastrophen weniger betroffen. Dass in diesen Dörfern keine Not herrschte, bezeugen die florierenden Märkte von Altstätten und Berneck, ebenso auch deren damals gesundes Gewerbe.

Erst nach 1900, als das Rheinbett rund um Diepoldsau durch einen geraden Kanal ersetzt und auch der Rheinecker Eselsschwanz begradigt wurde, konnte das häufige Überlaufen des Rheins gemindert werden. Zur generellen Zähmung des Rheins, für die Begradigungen und zum Bau der beiden Binnenkanäle waren nebst den Rheintaler Männern von hüten und drüben des Rheins, hunderte von Fremdarbeitern nötig. Unser Gross-



vater, ebenfalls am Rhein tätig, erzählte manche Episode von Galiciern, also von Männern aus dem Nordwesten Spaniens. Sie waren offensichtlich lebensfrohe Arbeitskollegen und immer zu Spässen aufgelegt. Nachdem dieses Jahrhundertwerk vollendet war, kehrte im Tal Ruhe ein. Die Hungersnöte waren Geschichte, der Rhein war gebändigt.

Um die vielen Arbeitskräfte, die am Rhein erforderlich waren, im Tal weiter beschäftigen zu können, erreichten weitsichtige Rheintaler nach zähem und unermüdlichem Verhandeln, dass das geplante Werk der Viscose nicht andernorts, sondern in Widnau erstellt werden konnte. Mit dieser bedeutenden Entscheidung begann die eigentliche Industrialisierung des Rheintals. Bis dahin war es lediglich Jakob Rohner, der mit seinen Stickerei-Betrieben für Beschäftigung sorgte. Jetzt fanden viele auch ausserhalb des Bauernstands willkommene Arbeit.

Offensichtlich sahen trotz dieser positiven Entwicklung viele Rheintaler ihre Zukunft in Amerika. Schon bald bildeten sich Auswanderungsbüros. Deren Aufgabe war es, Ausreisewilligen die administrativen Hürden, die Fahrt mit dem Zug zu den Verschiffungshäfen, die Überfahrt und schlussendlich die Weiterbegleitung nach der Ankunft in Amerika zu organisieren. Die damaligen Grossfamilien, meist mit 10 bis 15 Kindern, hatten trotz der Möglichkeit bei den Firmen Jakob Rohner, Viscose, Ziegelwerk Schmidheiny usw. Mühe, eine Arbeitsstelle zu finden. Dies war wohl einer der Gründe, dass so viele den unsicheren Weg in ein fremdes Land wagten. Sicher waren auch der erste Weltkrieg und die danach folgende Weltwirtschaftskrise ein Grund, dem streitbaren Europa den Rücken zu kehren.

All diese Ereignisse wie Armut, Hungersnot und Rheinnot prägten die Mentalität der Rheintaler wesentlich. Sie – die Rheintaler – haben Bodenhaftung, sind bescheiden und überaus fleissig. Sie schufen sich über die Jahre mit viel Einsatz ein lebenswertes und somit liebenswertes Rheintal.

Unser Pfarrer

Zu unserer Zeit betreute Gebhard Ammann als Pfarrherr das grösstenteils katholische Widnau. Geboren am 25. Mai 1901 im Toggenburg wirkte er ab 1933 bis zu seinem unfallbedingten Hinschied am 19. April 1969 in Widnau. Er war ein stämmiger Mann und sehr einflussreich. Von Amtes wegen präsierte er von 1933 bis 1968 die Schulgemeinde Widnau. In dieser Funktion behielt er vor allem das Gedeihen der Jugend im Auge. Auch wirkte er mehrere Jahre als Präses im kath. Turnverein KTV, im Kolpingverein und volle 36 Jahre beim Frauenverein. Seine Meinung hatte überall grosses Gewicht. Ohne sein Einverständnis hatten angestrebte Änderungen bloss geringe Chancen. Es ist nicht verwunderlich, dass sogar die Fussballer seine Anordnung, es dürfen sonntags keine Spiele stattfinden, zwar leicht murrend aber doch respektierten.

Des Pfarrers Einfluss spürten die Schüler sogar in ihrer Freizeit. So hatten wir im Sickerli, wie angewiesen, ein Buben- und ein Mädchenbad. Dabei konnte doch gar nichts passieren, denn Mädchen und Buben sicherten sich vor möglichen Gefahren, indem ihre Turnerleibchen, das mangels Badehosen zum Baden verwendet wurde, im unteren Bereich mit einer Sicherheitsnadel verschlossen waren. Im Diepoldsauer Strandbad kannte man keine Trennung nach Geschlechtern. Dieses Bad war für Pfarrer Ammann ein rotes Tuch. Wehe dem, der es trotzdem besuchte, von der Kanzel aus traf ihn der Bannstrahl.

Dass wir Bünteler, die Diepoldsauer blau schlugen, weil sie uns am Sonntagmorgen den Funken angezündet hatten, liess ihn als Schulratspräsident nicht kalt. Schon am Montagmorgen erschien er in der Schule und wollte wissen, wer hinter dieser Prügelei steckte. Für uns war seine Strafe nicht so wichtig. Bedeutender war die Tatsache, dass wir mit Hilfe aller Büntelbewohner noch am selben Tag einen zweiten Funken zusammentragen konnten. Dieser war sogar viel grösser als der am Morgen im Feuer aufgegangene. Das machte uns glücklich und stärkte unseren Zusammenhalt.

Wie streng und erfolgreich das Zepter des Pfarrers war, zeigt die Tatsache, dass wir in unserer Jugendzeit am Sonntag oft bis viermal die Kirche besuchen mussten. Um halb acht war Messe, um 10 Uhr das Hochamt, um 13 Uhr Christenlehre und schliesslich im Mai um 19 Uhr noch die Maiandacht. Nach jedem Kirchgang versammelten sich die Tratschweiber beim Hinterausgang. Dabei wurde eifrig diskutiert: Wer hat es mit wem? Hatte diese Schwangere nicht erst vor einem halben Jahr geheiratet? Weshalb fehlt jene in der Messe, aber ihr Ehemann nimmt teil? Woher hat diese oder jener das Geld für die neuen Kleider? Kaplan Schönenberger,



ein Jesuit, störte das Gerede dieser Frauen immens. Mutig wettete er gegen diese Unsitte, sogar von der Kanzel, nannte auch die Namen dieser Frauen und zeigte mit gestrecktem Arm auf sie. Pfarrer Ammann konnte sich über das Vorgehen seines Kaplans ganz und gar nicht begeistern. Er wollte weiterhin berichtet bekommen, was im Dorf passierte.

Es war über viele Jahre Tradition, dass Schüler an jedem Semesterende ihrem Pfarrer gerne ihr Schulzeugnis vorzeigten. Er beschenkte sie nämlich jedes Mal mit 20 Rappen. So bekam er regelmässig Einsicht in Dutzende von Zeugnissen. Mit geübtem Auge prüfte er, welchen Knaben er später das Studium zum Priesterberuf und welchem Mädchen er den Eintritt in ein Kloster wärmstens empfehlen konnte.

Pfarrer Ammann ging so weit, dass er meinem ältesten Bruder Hans befahl, nach dem Lehrerseminar die Lehrerstelle in Widnau anzutreten. Hans aber kümmerte sich keinesfalls um diese Anweisung. Viel lieber nahm er eine Stelle an der Gesamtschule Hinterforst an. Dort führte er einige Jahre in einer einzigen Klasse alle acht Jahrgänge – wahrlich ein aussergewöhnliches Engagement. Dann ist er nach Basel weitergezogen und hat dort als Rektor bis zu seiner Pensionierung gewirkt.

Pfarrer Ammann war bestimmt eine aussergewöhnliche Persönlichkeit. Er engagierte sich sehr für seine Pfarrei, ebenso in vielen Bereichen auch für öffentliche Belange. Für all sein segensreiches Wirken erteilten ihm die Bürgerinnen und Ortsbürger der Ortsgemeinde als erstem Widnauer das Ehrenbürgerrecht. Grundsätzlich darf man Pfarrer Amann berechtigt als Legende zu Lebzeiten bezeichnen. Legendär ist auch sein Spruch, den er nach jeder Predigt von der Kanzel seinen Schäfchen nahelegte: Beachtet die 6 B: «Beten – Besinnen – Bereuen – Bessern – Beichten – Büssen», wobei er beim zweitletzten Wort flink das weisse Stofftaschentuch zur Hand nahm, dann den letzten Begriff stets mit sonorer und gesenkter Stimmlage extrem verlangsamt aussprach, um sich abschliessend mit dem Stofftuch die nicht wenigen Schweissperlen von der Stirn zu wischen.



Pfarrer Ammann mit Xaverli

Persönlichkeiten und Originale

Früher kannte man im Dorf dutzendfach Originale. Sie leisteten in ihrer Familie oder im öffentlichen Leben Besonderes. Zu ihnen gehörte der Pfarrer, Posthalter Bernhard Fehr, Dr. Leo Broder, Professor Lehner, Käser Rieser, Metzger Riedi und Dorfarzt Hofstetter – sie beide besaßen als erste im Dorf ein Auto, ObaraBecka Fons, Vogels Rösli, Back Resi, dr Gummi-stibler (Comestibles und Krankenkasse) Lädelibesitzerin Agnes, Tächlers Wisi, der im Dorf mit einer Schelle (Glocke) Neuigkeiten verkündete.

Ebenso bekannte Originale waren Mitmenschen, die eine geistige oder körperliche Auffälligkeit hatten. Zu den Originalen zählte man auch jene Dorfbewohner, die in ihrem allgemeinen Verhalten nicht der Norm entsprechen. Sie alle waren im Dorf keinesfalls ausgegrenzt, sondern voll integriert und hatten ihren Platz in der Gesellschaft. Sie gehörten dazu.

Alle Persönlichkeiten und Originale sind Personen aus der Geschichte unseres Dorfes. Sie erlangten durch ihr unverwechselbares Auftreten, ihre Eigenschaften oder ihr Erscheinungsbild einen hohen Bekanntheitsgrad. Sie galten als die notwendige Prise Salz in der Dorfsuppe, unverzichtbar und unvergesslich!

Was gäbe es noch alles zu erzählen: Die Zeit der Fasnacht mit selbstgebastelten Masken und Kleidern, das Einsammeln der Maikäfer, die alljährliche Kilbi, der tiefverschneite Weg morgens um fünf ins Rorate oder das Schlittschuhlaufen im Naturschutzgebiet Höchstern, wo Herr Schlegel zum Rechten sah, verschiedene Dorffeste usw. – alles, weniger spektakuläre, aber trotzdem wunderschöne Episoden und Erinnerungen.

Alle Geschichten machten uns zu dem, was wir sind:

Bescheiden – verlässlich – dankbar!

Widnauer Familien«über»namen von A – Z



A

Agnesas
Abrahämlis
Angelas
Abas
Afara und Marie
Anna wo Schatz

B

Babalis
Bäblas
Backarlis
Bäänhätlis
Bäara-Weats
Bäat-Babil
Bastianas
dr. Bachil
Back-Resi
Bazaras
Beatas
Beckas
Beatlis
Blau-Hüslars
Bildhouars
Brigitas
Botas
Buuras

Blandinas
Broslis
Böglaras
Bärglars
Bömlars
Briefbotas
Bömlis-Sepp
Bona-König
Bschüti-Rägners
Büschali-Bert
Bedas
Busil-Fef
Bösch-Joklis

C

Celastinas
Cimänters
Clemänzas

D

Dächlars
Dünنالas
Decklars
Dirigäntas
Dachdeckars
Döcktarlis
Dräcktöaplars

E

Efrämas
Erglis
Emilianas
Erga-Tonis

F

Fränzlis
Furmanas
Flörlis
Fiderikas
Foazas
Fäaza-Dünna
Franza-Sepplis
Fäladinas
Fischer-Hänsil
Fäald-Feras

G

Gäartnars
Gaggarlis
Guggaras
GäalRüarars
Güggaras
Guschta Tonis
Gmuandammas
Grünöulars
Great-Joklis
Glasaras
Gizzi-Buur

H

Hansalis
Habrütis
Hämplars
Habsbürglars
Hänna-Mälis
Huslis
Hebammass
Held-Sepp
Hirländalis
Höuli bi dar Brugg
Höhändlars
Harelis
Heiza-Feras
Heilig-Josef
Hechtlis

J

Jnazänzas
Junkars
Jschi-Rännars

K

Küafers
Kaplis
Kazafinas
Karlina-Guschta
Kobis
Krotlis
Knoschplis
Käs-Riser

Kraft-Sepp
Kasper-Seppas
Kigalis
Koola-Händlars
Klöslis
Kilianas
Koblis
Kruanlis
s'Klözli

L

Lialis
Lichatas
Lidias
Leonas
Lidwinas
Libaratas
Lälla-Vogil

M

Marxas
Musars
Mesmars
Meias
Mealkars
Möschtlars
Mazällas
Milianas
Michlas
Murars
Metzgarlis
Meistar-Freis

dr Mäntar
Menaguzzi

N

Noplis
Naglars

O

Oaris-Sepp
Ofa-Töarlis
Oxlis
Öpfil-Köppils
Ogadecklars
Ogaschtinas
Obara Beckas
Olivas
Ostarhasa-Sepp

P

Platzmeisters
Poltasas
Pölzas
Pfifa-Frudli
Plastönlars

Q

Queäabaras

R

Röasalis
Räagalars
Rössli-Weats

Roatlis
Richäatlis
Rütischlösslis
Roasagäartlars

S

Salzers
Sali
Sekundas
Stääffas
Schwaz-Hüslis
Stier-Öglaras
Suukrutli
Stachasas
Stächi
Stääffa-Bertas
Schpoatis
Schmeaz
Schnidarlis
Schpeatöali-Huatars
Schrinars
Schöfliweats
Spinn-Weadar
Suu-Gägi
Schua-Puur
Spaga-Toni

T

Tratt-Böschas
Tonis
Träna-Molar
Tüpflars

Tonna-Lügar
Tschaggomo
Tschut-Jock

U

Usrüafar
Ua-Ärmlars

V

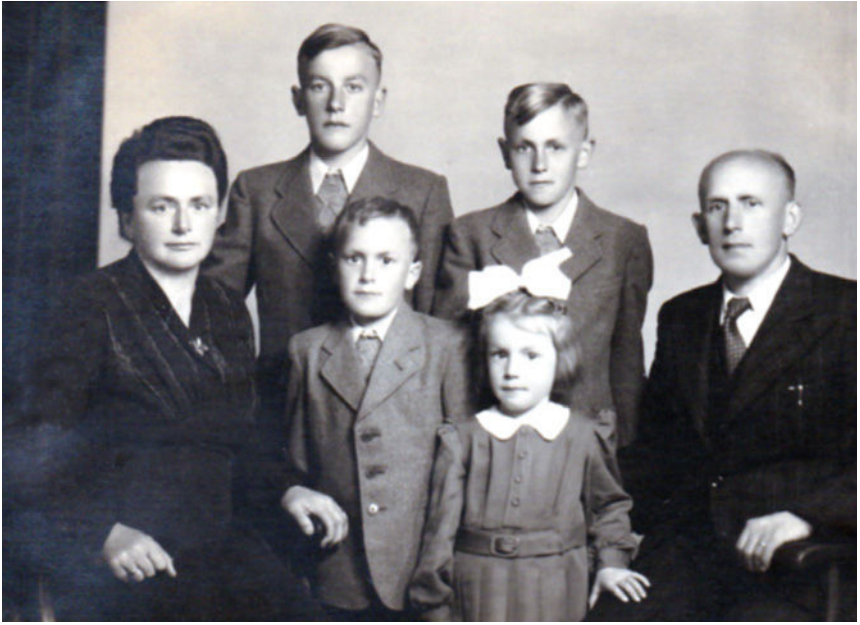
Vitas
Vela-Buuras
Vilamänas
Vääzatüنالars
Vöazlis

W

Wäagmachers
Wiis-Höuslis
Wagners
Wiihändlars
Wualazentralis
Wild-Frida

Z

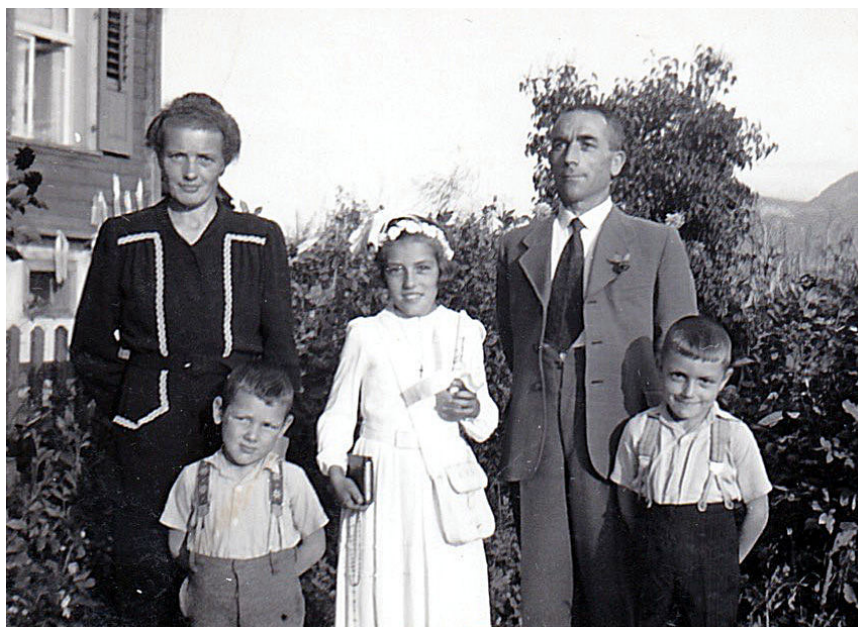
Zinngis
Z'langas
Zäbadis
Zigarlis
Zeleastinas
Zierköarpplis
Zeichnars
Zilla-Marie



Schmitters



Kaplis



Ephrämas



Hämmerlis



Wicklis



Wyss-Heulis Johannas



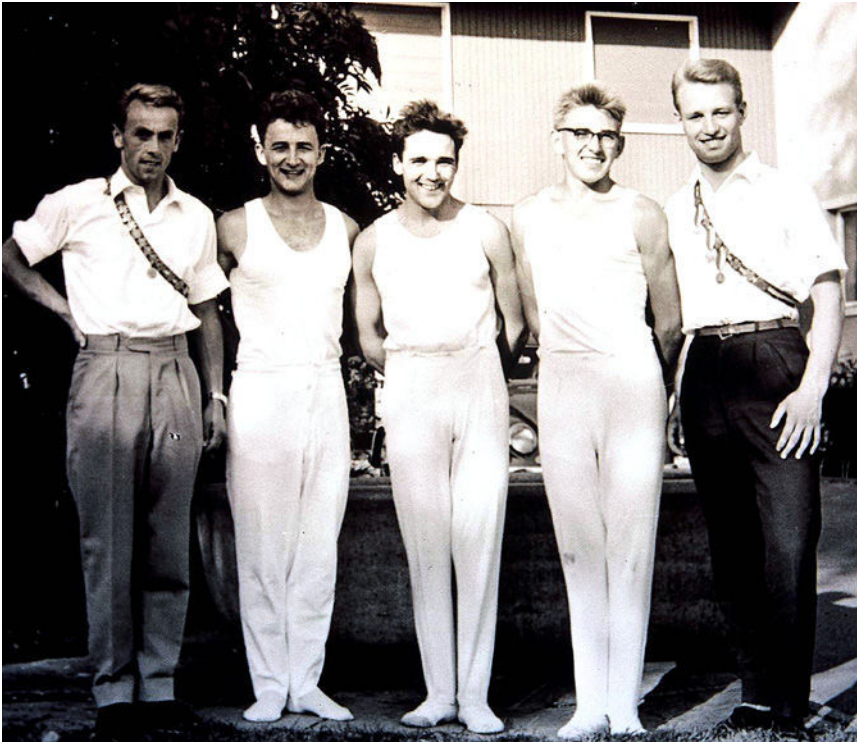
Meyas



Ephrāmas auf dem Rhein



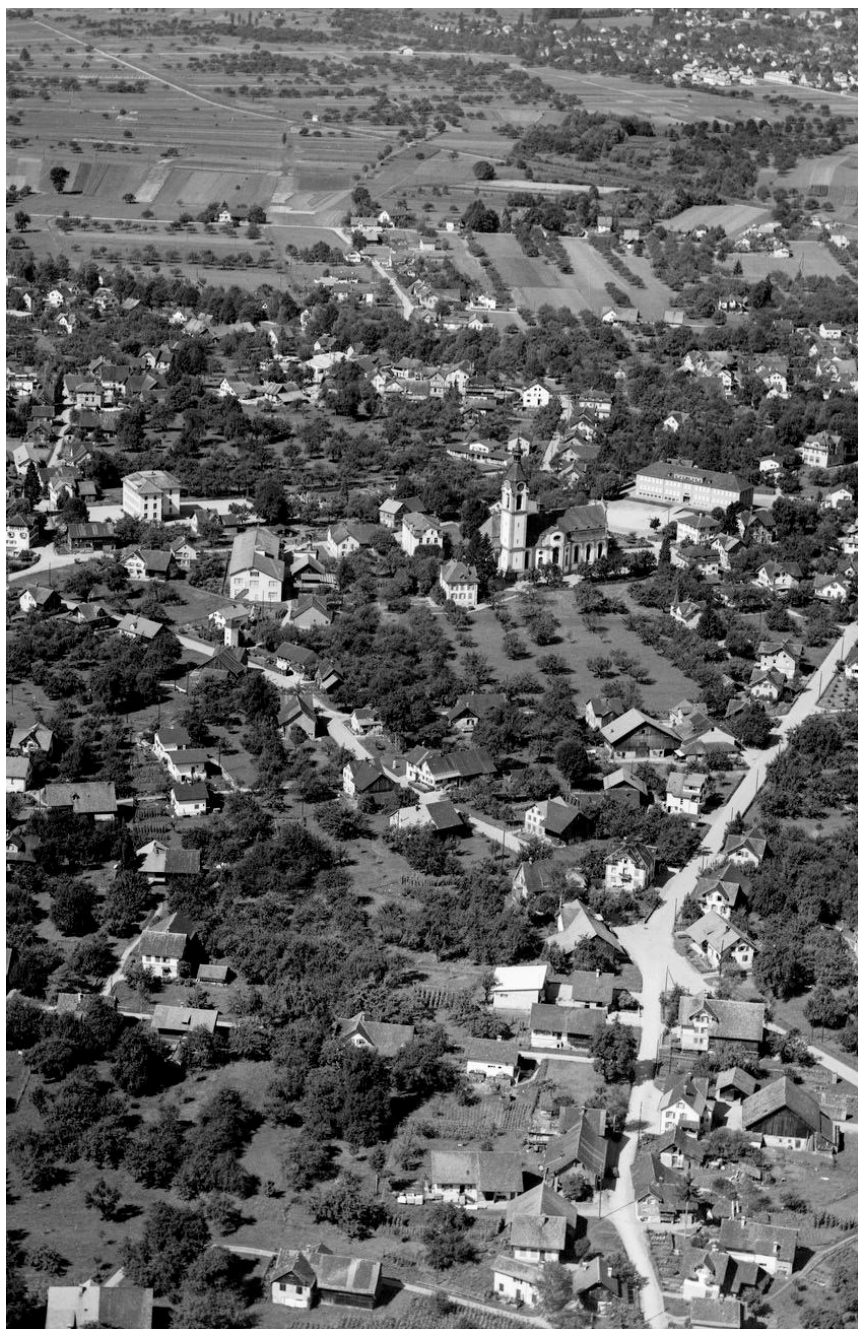
Brigittas



Die Büntali Kunstturner; v.l. Schmitters Hans, Roland, Erich, Herbert, Merzes Otti



Büntelistrasse mit Brigittas Haus



Widnauer Bünteli mit «Bät Bable Huus» (links unten)

Schlusswort

Von allem was wir erlebten und durchmachten bleibt uns am Ende nur eines – die Erinnerungen. Sie sind unser Blick in die Vergangenheit und alles was in der Gegenwart und der Zukunft passiert und passieren mag, wird sich in Erinnerung verwandeln.

Viele Erinnerungen sind unvergesslich und bleiben für immer lebendig. Meine Erinnerungen sind in mir. Sie sind keine Dinge oder Orte und ich kann sie überall mitnehmen.

*Wir alle sind die Summe dessen,
woran wir uns erinnern.*

In uns tragen wir die Hoffnungen und Ängste, derjenigen die uns lieben. Und solange die Liebe und die Erinnerung in unserem Herzen lebendig bleiben, ist niemand jemals wahrhaftig vergessen und vergangen.

Verfasst im sonnigen Herbst des Jahres 2019
vom Schreiberling Roland Frei – ein Büntali
Gorsch



Impressum

Herausgeber: Roland Frei, Rebstein
Gestaltung: Mario Neuhaus
Druck: Victoria Druck, Balgach
Fotos: Herzlichen Dank an alle, die uns Fotos zur Verfügung gestellt haben.

